

Gespensstergeschichten aus Bern

Autor(en): **Correvon, Hedwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 14

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636137>

Nutzungsbedingungen

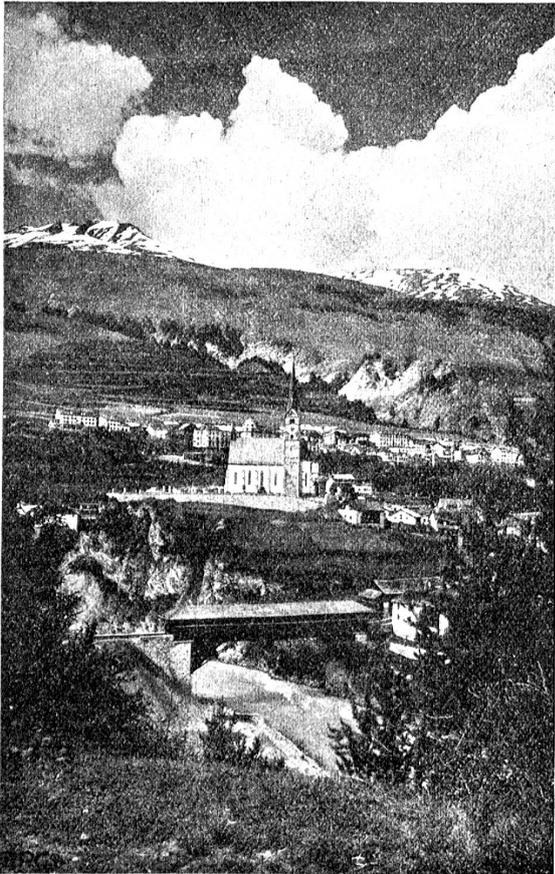
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Aus dem Unterengadin: Blick auf Alt-Schuls.
Unten die gedeckte Innbrücke.

Häuser sind die vorspringenden Spitzkerker. Recht eigenartig nehmen sich die halbkugelförmig über die Mauer hinausragenden Backöfen aus, „Furru“ genannt.

Wir steigen auch zur Kirche empor, die auf jähem Felsen hoch über dem Inn thront. Hier ist historisches Land. 1621 verteidigten die Schuller zwei Tage Land, Kirche und Friedhof heldenmütig gegen die weit überlegenen Horden des österreichischen Generals Waldivon. Gar mancher Schuller sank ins frühe Grab. Und die Frauen und Töchter trugen von da an eine schwarze Tracht.

Eine alte, gedeckte Holzbrücke, nach Art der Brücken im Emmental, bringt uns über den Inn. Steil steigt ein Weg hinein ins schöne Scarltal, das wir im Jahrgang 1917 (Nr. 41) beschrieben haben. Heute wandern wir hinauf zur Hotelstadt Vulpera, am rechten Ufer auf schöner Wiesenterrasse gelegen. Ein prächtiger Rundblick aufs Unterengadin und hinüber auf Schuls öffnet sich. Nun hinein in schattigen Bergwald. Welch' idyllische, wohlgepflegte Spazierwege um den ganzen Kurort herum! Halbstündige Wanderung und unser heutiges Ziel ist erreicht. Auf hohem, steilem Felskegel schaut das Schloß Tarasp weithin in die Lande, spiegelt seine schlanken, weißen Mauern in den Fluten eines kleinen Moorsees. Zu seinen Füßen träumen in behaglicher Ruhe die Weiler Sparsels, Fontana und Florins. Mächtig lockt es den Geschichtsfreund zum Schloß hinauf. Der Burgweg ist überaus malerisch. Die Burg selber wurde vor einigen Jahren in sehr baufälligem Zustand vom Odolobnig Dr. Lingner erworben und mit Unsummen renoviert. Nun befindet sich das Schloß im Besitz des Großherzogs von Hessen, der, nachdem er seinen Thron verloren hat, hier seinen Lebensabend zu beschließen Gelegenheit hat. Die Renovation ist überaus geschickt vorgenommen worden und unser Besuch hat uns sehr befriedigt. Die Bauleitung hat es verstanden, das Mo-

derne mit dem Althistorischen in einen würdigen, absolut nicht störenden Einklang zu bringen. Von den Zimmern aus genießt man auch eine Rundschau vom Flüela durchs ganze Unterengadin hinunter, die man schwer in Worte fassen kann. Bis 1803 hausten im Schloße Tarasp die österreichischen Bögte, indem Tarasp eine österreichische Enklave war. Erst damals kam es zum Kanton Graubünden. Noch heute ist Tarasp als einzige Gemeinde des Unterengadins katholisch. Das ist die direkte Wirkung der langen österreichischen Regierungszeit.

Gespensstergeschichten aus Bern.

Von Hedwig Correvon.

Das Unglücksmahl.

Warum man gerade ihn, der in einem Zeichen geboren war, das ihn jedes Unglück vorausahnen ließ, zur Gasttafel einlud? Man musizierte, man war fröhlicher, guter Dinge, und manch geistvolles Wort erheiterte die elegante Tafelrunde. Er hatte die Ehre, zuoberst, inmitten schöner Frauen, die Tafel zu präsidieren. Mitten im Gespräch hielt der Eingeladene plötzlich inne. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er unentwegt auf das Fenster hin, auf das sich lustig flatternde Schneeflöckchen festgesetzt hatten. Ein Schatten, nur ihm sichtbar, war vor den Scheiben aufgetaucht. Er wurde immer dunkler, immer größer. Und nun erkannte er einen kleinen budligen Mann. Der öffnete den breiten Mund, schien zu reden, denn der Laut seiner Stimme drang durch die geschlossenen Fensterscheiben bis zu dem regungslos Da-sitzenden. Der Blick überflog gierig suchend die lebhafteste Tafelrunde. Was das Mämmchen sprach, verstand er nicht. Er hatte es auch kaum beachtet. Denn entsetzt starrte er auf das Ding hin, das es krampfhaft in der einen Hand hielt: es war eine große scharfe Sense. Und als der Mann draußen die lustig und ahnungslos plaudernden Menschen da drin genügend gemustert, wich er langsam nach rückwärts in die Dunkelheit zurück, ward immer kleiner, immer blässer, und plötzlich war nichts mehr von ihm zu sehen.

Dem Eingeladenen krampfte ein plötzliches Weh die Hände zusammen und raubte ihm die Sprache. Die Ahnung, die ihm in diesem Augenblick aufgestiegen war, wurde innert einiger Tage bewahrheitet. Drei von der Tafelrunde trug man in kurzer Zeit zur ewigen Ruhe hinaus, und gerade die jüngsten, lebensfrohesten, den Stolz ihrer Eltern und Angehörigen.

* * *

Von einer armen Seele.

Ein Rechenmacher kam vom Berner Markt, auf dem er all seine Waren verkauft hatte, zurück. Er verspürte eine solche Müdigkeit in den Gliedern, daß er sich gezwungen sah, in ein am Wege liegendes Wirtshaus einzukehren und hinter einem Gläschen Raft zu halten. Die Wirtstube war voll Leute, denn es wurde eine Versammlung abgehalten, und es fiel ihm auf, daß die Wirtin sich nicht zeigte, sondern die Bedienung der vielen Gäste ihren beiden Töchtern überließ. Als er sein Gläschen getrunken, nahm er seinen Karran und trat seinen Heimweg wieder an. Einige hundert Schritte vom Wirtshaus entfernt, übermannte ihn die Müdigkeit derart, daß er sich auf das Straßenbord hinlegte und in kurzem fest einschlieff. Plötzlich wachte er auf; er hatte Schritte gehört. Nicht weit von sich sah er zwei Herren auf sich zukommen, die eine mit einer Tracht bekleidete Frau in ihrer Mitte führten. Als die drei bei ihm angekommen waren, herrschte der eine der Herren ihn an: „Was tust du hier?“ Und noch bevor er sich verteidigen konnte, er hätte doch wohl das Recht, auf diesem Fleckchen Erde zu liegen, fuhr ihn der zweite an: „Mach, daß du fortkommst.“

So bedrohlich klang die Stimme, daß der Rechenmacher sich dies nicht zweimal sagen ließ, sondern sich schnell erhob, seinen Karren ergriff und sich davonmachen wollte. Aber etwas zwang ihn, den Kopf nach der Stelle zu drehen, auf der er sich ausgeruht hatte. Er sah, wie die Herren die Frau auf den Platz führten. Da, ein leises Säusen. Die drei hoben sich in die Luft, immer höher und höher. In einer Spirale drehten sie sich hinauf, einander an der Hand haltend. Immer weiter ging es hinauf. Dann verschwanden sie in einem zarten Wölkchen, in einem feinen Hauch.

Ueberwältigt von dem, was er gesehen, eilte der Rechenmacher ins Wirtshaus zurück. Seine Müdigkeit war ihm aus den Gliedern gefahren. Kaum hatte er sich gesetzt, da kam die ältere Tochter der Wirtin vom obern Stockwerk hinunter und bat die Gäste, etwas ruhiger zu sein, da ihre Mutter im Sterben liege.

Dem Rechenmacher fiel ein, was seine Mutter zu erzählen pflegte: „Einige Zeit, bevor der Mensch stirbt, verläßt die Seele den Leib.“

Wer aber waren die beiden Herren, die die Wirtin geholt hatten?

* * *

Die ungehorsame Tänzerin.

Ein junges Mädchen kannte keine andere Leidenschaft, als von einem Ball zum andern zu gehen, in der Hoffnung, doch endlich einen jungen Mann zu finden, der es heiraten würde. Eines Abends stand es wieder vor dem Spiegel und schmückte sich zum Tanze. „Bleib' doch zu Hause,“ sagte seine Mutter, die eben in das Zimmer trat, „denn du wirst auch heute keinen Mann finden.“ „Und ich gehe dennoch,“ rief das Mädchen und stampfte mit dem Fuße bestig auf, „und sollte ich mit dem Teufel tanzen müssen.“

Kaum war sie im Tanzsaal angelangt, als auch schon ein vornehm aussehender junger Mann auf sie trat und sie in verbindlichen Worten zum Tanze aufforderte. Die ganze Nacht durch gab er die Tochter nicht mehr frei, sondern tanzte jeden Tanz mit ihr. So schön paßten die beiden zueinander, und so vornehm nahmen sie sich aus, daß alles auf sie aufmerksam wurde und ihnen zuschaute, so daß schließlich niemand mehr tanzte als sie. Da sagte auf einmal ein Herr zum andern: „Sieh mal die Füße dieses fremden Kavaliere, sie sind nicht wie die anderer Menschen.“ Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Kunde durch den Saal und jedermann wollte sich selber davon überzeugen.

Hatte der Unbekannte diese Worte gehört, war es ihm peinlich, der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu sein? Ein Fenster im Saale stand weit offen. Und als sich das tanzende Paar ihm näherte, geschah etwas ganz Sonderbares. Der Tänzer straffte seinen Arm und hob seine Dame in die Luft. Auch er hob seinen Körper. Statt auf dem Boden, tanzten beide im Leeren, immer höher hinauf, zum Fenster hinaus. Entsetzt suchten die nächststehenden wenigstens das junge Mädchen an den Kleidern zurückzuhalten. Der Tänzer aber hielt seine Tänzerin so fest, daß sie ihnen entrisen wurde.

Zum Fenster hinaus, in die kalte dunkle Nacht wirbelte das Paar. In kurzem war es den Blicken

der übrigen entschwunden. Aber aus der Luft drang, langsam verhallend, ein bitteres Weinen.

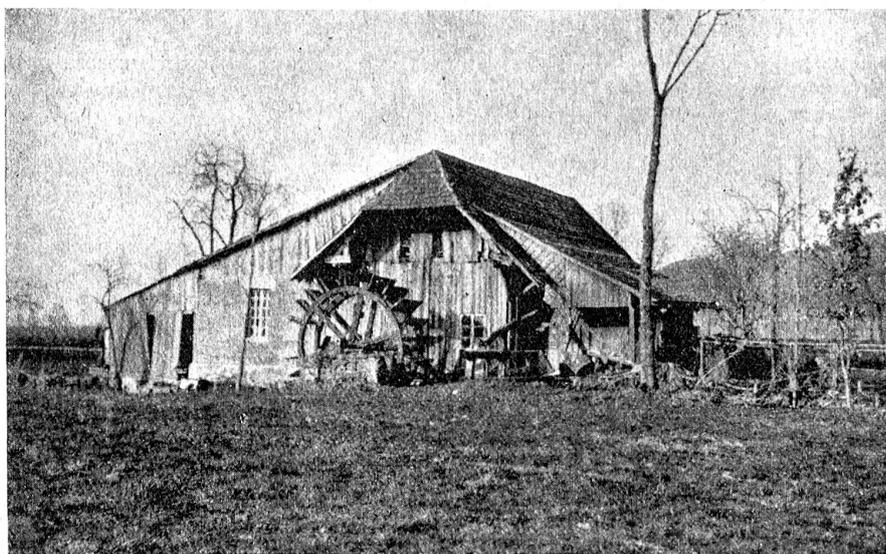
Die Mutter des Mädchens wartet noch heute auf die Rückkehr der Unfolgsamen.

Das Rybéli in Madiswil.

„Da geht ein Mählerad.“ Aber wenn der alte Bau auch kaum von Liebesseufzern umweht wird, wenn es nicht einmal ein vielbesungenes Mählerad ist, was sich unsern Augen darbietet, und wenn es vielleicht nicht einmal geht, so freut uns doch die frische Ursprünglichkeit, die hier erhalten blieb. Er geleitet unsere Erinnerung zurück in längst entschwundene Kindertage, wo wir nach den Fischen unter überhängendem Gebüsch guckten und ihnen mit hochgestülpten Hosen flotschend beizukommen suchten und wo der plätschernde Wasserfall seinen gleichtönenden Kehrreim zu unserm übermütigen Treiben sang. Der Techniker sagt uns zwar, daß ein solches unterschlächtiges Wasserrad die Kraft des Baches nur schlecht ausnütze. Dem unverdorbenen Naturgemüt ist aber sein munteres Rauschen nur um so lieber.

Was wohl so ein „Rybéli“ im Innern bergen mag? Als bei uns die Gespinnstfaser noch aus selbstgepflanztem Hanf und Flachs gewonnen wurde, kam sie vor ihrer Verarbeitung noch in die Reibemühle, um vor dem Spinnen die nötige Geschmeidigkeit zu erhalten. Sie wurde hierzu auf einem kreisrunden Steinbett ausgebreitet, damit sich ein gewisser Jemand so lange darauf herumwälze, bis das Ziel erreicht war. Dieser Jemand ist ein schwerer Stein in Kegelform, in dessen „Seele“ eine eiserne Welle steckt. Das Ende derselben ist durch eine Holzachse geschoben, die sich senkrecht auf dem Steinbett erhebt und vom Wasserrad gedreht wird. Sollten Dreckfaden oder andere harte Stoffe „gerieben“ werden, so gab man dem Reibstein die Form eines Mühlesteins, der mit seinem Rande darauf herumrollte.

Daß das Volk aus dem Rhythmus des mit Staub bedeckten hölzernen Triebwerkes heraus gelegentlich das Stöhnen jener alten Knechte hören wollte, die „gärn umechöme“, darf nicht verwundern, bildet dieser Glaube doch das Seitenstück dazu, daß mit dem Abtragen eines solchen altehrwürdigen Baues auch seine guten Hausgeister ausziehen. Ob es sich hier um wirkliche Geister handle oder ob sie nur den damit unzertrennlich verknüpften intimen Zauber verkörpern, das Volk hat Recht.



Das Rybéli in Madiswil.